



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Das Schöne und die Kunst**

**Vischer, Friedrich Theodor**

**Stuttgart, 1898**

Uebung und Schulung als Erfordernis wahrer Kunst

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

schreibt. Es ist im Volk entstanden und sehr oft durch mehrere. „Das haben drei Husaren gemacht“; oder: „Das haben drei Jungfräulein gemacht“. Unbekannte haben es gedichtet und gesungen, mit dem Texte zugleich die Tonfolge erfunden oder dazu die Weise eines älteren Lieds verwendet. Es ist wesentlich an eine Melodie geknüpft, also ein Lied, und wird zunächst nicht aufgeschrieben, sondern nur singend fortgepflanzt. In dieser naiven, kunstlosen Kunst bekundet sich die Phantasie als allgemeine Menschen- und Völkergabe im Unterschied von der ausnehmend begabten Phantasie, der wir die eigentliche Kunst verdanken.

Diese aber, die wahre Kunst, fordert, wie schon gesagt, gründliche und dauernde Übung und Bildung, um den Kampf mit dem Material zu bestehen. Da heißt es hübsch arbeiten und hübsch lernen.

Es hat sich für jede Kunst eine Summe von Regeln festgesetzt, wie die Technik geübt werden muß. Aber nur sehr allmählich. Zum Beispiel die ältesten Denkmäler der griechischen Kunst sind noch lange nicht die frühesten; denen ist noch eine lange, lange Übung vorangegangen. Das denkbar Früheste wird so gewesen sein, wie es heutzutage noch ein Kind macht, wenn es sich Thon formt, oder mit der Feder zeichnet. Schon vor Jahrtausenden hat der Schmucktrieb an bloß notwendigen und nützlichen Dingen gewaltet. Bei den wildesten Völkern gibt es geflochtenes, gesticktes Zierwerk. Aus solchen Textilmustern der Vorzeit hat dann die Architektur Motive genommen, wie z. B. den Mäander. An dem Schaffen der Urkunst ist natürlich immer auch schon das höhere Talent beteiligt; es greift fördernd hinein und bringt die Technik vorwärts. Da hat z. B. einer die Gabe, Tiere zu zeichnen, und wird darin nachgeahmt. Sein Einfluß wächst und breitet sich über das ganze Land aus. So kam es, daß die etruskischen Maler, während sie sonst noch recht Unvollkommenes leisteten, die Tiere schon mit einem ziemlich reifen Verständnis zeichnen konnten. So bildet sich ein Schatz formaler Kenntnisse und technischer Regeln, so bildet sich eine Schule, die ihn überliefert.

Im Altertum und Mittelalter ging der Künstler ganz wie ein Handwerker in die Lehre, und so war es noch im 16. Jahrhundert. Er wußte sich eigentlich nur als Handwerker und nannte sich auch so. Er wuchs eben auf in einer Werkstätte. Den Lehrling, den Gesellen und den Meister verband ein patriarchalisches Verhältnis. Das alles hat sich sehr verändert. Es ist erkannt worden, daß der Künstler die Mittel, welche er braucht, um das Nötige zu lernen, in einer Werkstätte nicht ausreichend erwerben kann, und so ist man dazu gelangt, hierfür ganze Anstalten zu errichten. Es haben sich die Akademien gebildet, nachdem in Bologna und Rom hiemit der Anfang gemacht worden war. Unsere Architekten werden in Polytechniken, unsere Kunsthandwerker in Gewerbeschulen erzogen. Solche Lehrstätten sind ohne Frage nötig geworden, die Wissenschaft hat ihren Anteil an der Kunst. Der angehende Maler, Bildhauer, Architekt muß in Perspektive, Anatomie, Baukonstruktion, Mechanik u. a. unterrichtet, muß mit der Schatten- und Farbenlehre bekannt gemacht werden. Und alle miteinander brauchen Modelle und gute Muster zur Anleitung. Dafür kann der einzelne nicht immer sorgen, das muß eine Staatsanstalt leisten. Da soll der Zögling die Natur studieren, aber ebenso sehr die Antike. Und warum? Weil sie ein bleibendes Vorbild ist, eine zweite Natur. Die Griechen haben die normal schöne Entwicklung der Menschengestalt mit hellerem Auge gesehen als jemals ein anderes Volk, unterstützt davon, daß ihr Menschenschlag schöner war als je einer. Rumohr hat einmal gesagt: „mir scheint, man muß die Antike studieren, um die Natur sehen zu lernen.“ Dürer und seine Vorläufer, namentlich in Franken, haben sich an die Natur, an die Menschen ihrer Heimat gehalten und sie so furchtbar eckig, so herb, so hager, so knöchern wiedergegeben, daß man staunen muß; und der Grund liegt darin, daß sie keine Antiken gesehen, oder nicht genug Antiken gesehen haben. Freilich ist es auch gefährlich, sich nur daran zu halten, und es gab Zeiten, wo man stark gegen sie reagierte, weil man damit in ein konventionelles Fahrgeleise geraten war. Bis zur Stumpfheit zeichnete man nach der Antike

und nach dem Akte, den man ganz antikifizierend stellte und sah. Wie anatomisch totenhaft wurde da das Zeichen! So wurde das Wort „akademisch“ ein Tadel. Besonders Carstens und Schick machten gegen alles Akademiewesen Opposition. Aber sie haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wir können die Akademien nicht entbehren; nur wird es gut sein, das alte patriarchalische Verhältnis damit zu verknüpfen. Also wissenschaftliche Bildung in einer solchen Anstalt, jedoch daneben oder später praktische Führung im Atelier eines Aelteren.

Die Kunst verlangt einen ganzen Menschen und seine ganze Kraft. Hierin macht nur die Poesie eine Ausnahme, weil ihr Darstellungsmittel, die Sprache, das biegsamste, lebendigste, relativ am meisten schon vorbereitete ist. Jedoch gar zu leicht darf man es auch in der Poesie nicht nehmen. Wir haben ja schon gesehen: auch die Poesie hat Handwerk an sich und sehr vieles, und wir wollen das Wort Handwerk nicht verächtlich verstehen<sup>1)</sup>. Man ahnt nicht, was es Arbeit kostet, allein die Vorstudien zu einem Drama zu sammeln und dann es zu komponieren, wie schwer es oft ist, den Vers zu handhaben.

Wer der Kunst nicht sein ganzes Leben widmet und sie doch treibt, wer sich also nur spielend mit ihr beschäftigt und sie deshalb niemals gründlich lernt, den nennen wir einen Dilettanten. Nun wäre es sehr ungerecht, den Dilettantismus schlechtweg zu verachten und zu schmähen. Er dient als Bildungs- und Unterhaltungsmittel für die Gesellschaft. Es soll schon so sein, daß Kunst auch getrieben wird für den Hausbedarf. Es mag mancher malen lernen ohne eigentliches Talent; man kann Familienkreise erfreuen mit dem Grade von Können, wozu man es dann bringt. In der Musik ist der Dilettantismus natürlich am meisten zu Hause, und die Musik ist ja auch nicht nur da, um Kompositionen zu erfinden und ins Werk zu setzen, sondern auch, um geselligen Kreisen das gähnende Ungeheuer, die Zeit, zu töten und mit anziehenden, reizvollen Formen, dem Ohre vernehmbar, auszufüllen. So auch die Poesie. Es ist

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 231.